



Information Nr. 26 Stuttgart V/1967

Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie

von Wilhelm Quenzer

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg stand, wenn irgendwo von neueren Ergebnissen der Naturwissenschaften die Rede war, wohl immer zuerst die Atomphysik mit ihrem Doppelaspekt einer kriegerischen oder friedlichen Nutzung im Vordergrund. Erst in dem Maße, in dem sich die weltweite Diskussion über die Atomforschung und ihre Folgen sozusagen festgefahren hat, wurden die Stimmen lauter, die darauf hinweisen, daß sich in der neueren Biologie Tendenzen abzeichnen, die nicht weniger beunruhigend sind. Man braucht nur an Stichwörter zu denken wie neue Möglichkeiten der Menschenzucht, künstliche Befruchtung mit Hilfe von eigens angelegten Samenbanken oder gar eine Manipulation des Erbgutes und der Embryonalentwicklung.

Will man sich ein Urteil bilden über das, was hier, mehr oder weniger zusammenhängend, an aktuellen Meldungen und Voraussagen auf den Zeitungsleser eindringt, so tut man gut daran, das Gehörte in einen größeren wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen und in dem umfassenden Horizont zu sehen, der sich mit der eigentlichen Grundfrage nach „Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie“ umreißen läßt. Im Folgenden soll

daher auf eine Zürcher Dissertation*) verwiesen werden, die für eine solche hinführende Information eine besondere Hilfe zu leisten verspricht. Einen „Beitrag zum Gespräch“ hat der Autor seine Arbeit genannt, einen Versuch, den Raum zu beleuchten, in dem ein echtes und fruchtbares Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaft möglich werden kann. Als ein solcher Gesprächsbeitrag soll dieses Buch, mit all den Anregungen, die es gibt, wie auch mit seinen Grenzen, charakterisiert werden.

Zunächst einmal wäre festzustellen, worin das Hauptverdienst dieser Arbeit gesehen werden kann: Jürgen Hübner hat in einer Vollständigkeit, die, innerhalb der Begrenzung auf deutsche Stimmen, wenig zu wünschen übrig läßt, die wichtigsten theologischen Stellungnahmen zur biologischen Entwicklungslehre zusammengetragen, und zwar zerlegt nach Epochen, seit Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten“ im Jahre 1859 bis nach dem Ersten Weltkrieg und dann Äußerungen aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Die erklärte Absicht des Buches brachte es mit sich, daß es sich zunächst im wesentlichen um einen Literaturbericht handeln mußte. Eine eigene Stellungnahme sei zwar intendiert, nicht aber eigentlich ausgeführt worden. In jedem Fall wird jeder, der sich in Zukunft auf diesem schwierigen Gebiet orientieren will, gut daran tun, nach dieser reichen Stoffsammlung zu greifen. Es wird das Verdienst, das sich Hübner mit dieser Arbeit erworben hat, kaum schmälern, wenn wir – gerade im Blick auf das für notwendig erachtete Gespräch – auch mit kritischen Fragen nicht zurückhalten.

Ein erstes kritisches Unbehagen meldet sich beim Leser gar nicht einmal so sehr beim Durchmustern der reichen Sammlung an theologischen Stellungnahmen, die uns Hübner zugänglich gemacht hat. Eher rührt es daher, wie der naturwissenschaftliche Gesprächspartner vorgestellt wird, auf den sich diese Stoffsammlung

*) Jürgen Hübner, Theologie und biologische Entwicklungslehre – Ein Beitrag zum Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaft. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München und Berlin – XV, 324 Seiten, in Leinen DM 34,-.

bezieht, und wie Hübner die von Darwin begründete biologische Evolutionslehre skizziert. Während nämlich die Zusammenstellung der theologischen Äußerungen auf möglichstste Vollständigkeit angelegt ist und diese Tendenz es mit sich bringt, daß nicht selten auch Äußerungen miterfaßt wurden, die heute wohl bloß noch als Kuriositäten zu bewerten sind, drängt der kurze Überblick über die geschichtliche Herkunft der Evolutionstheorie mit spürbarer Ungeduld auf die wohl aktuellste Fassung dieser Theorie, auf die Form, zu der sie im Verlauf ihrer eigenen Geschichte zurechtgeschliffen wurde. Kurz gesagt, wir lernen diese Theorie aus unserem Buch hauptsächlich in der Gestalt kennen, in der sie sich uns präsentiert, ließe man für ein Konversationslexikon den Artikel „Darwinismus“ von einem erklärten Neo-Darwinisten schreiben. Ein Akt der Gerechtigkeit wäre es gegenüber den Wegen und Irrwegen theologischer Auseinandersetzung mit dem Darwinismus gewesen, stärker daran zu erinnern, daß auch die Entwicklungslehre ihrerseits ihre „Entwicklungen“ durchgemacht hat und daß es auch in diesem Prozeß der Umgestaltungen und Differenzierungen nicht ohne ausgesprochene „Mißbildungen“ abging.

Bekanntlich lehrt die Evolutionstheorie, die ganze belebte Welt habe sich, unter dem Druck vom Kampf ums Dasein und natürlicher Selektion, im Aufstieg von niederen zu höheren Arten, von einfachen zu immer komplizierteren Organismen entwickelt. Ähnlich aber wie nun diese niederen und einfacheren Formen von Lebewesen nach wie vor weiterexistieren können, zeigt die Entwicklungslehre selbst eine Vielfalt von Möglichkeiten, unter denen sich auch die „primitiveren“ Frühformen immer wieder geltend machen können. Auch wenn man davon absieht, daß die grundlegenden Gedanken der Evolutionstheorie weit über den akademischen Bereich hinaus, im Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit, ihren „Lebensraum“ gefunden haben: in der Biologie selbst ist der Chor der Stimmen reicher als der Eindruck, den uns Hübner davon vermittelt. Aber halten wir uns trotzdem einmal an die Darstellung, die uns von Hübner selbst gegeben wird.

Der positivistische Neo-Darwinismus von heute

Nach Hübner eröffnete die Selektionstheorie zum ersten Mal die Möglichkeit, die heutige Organismenwelt lückenlos, rein aus ihrer eigenen Entwicklung heraus, zu erklären, ohne kausalanalytisch nicht faßbare Faktoren annehmen zu müssen, wie es, und das ist letztlich gemeint, die Annahme eines Schöpferwillens wäre. Auf Grund des umfangreichen Materials, das er beibrachte, sei es schon Darwin gelungen, die *Möglichkeit* einer solchen Erklärung auch bereits als *Wirklichkeit* zu beweisen. Aus den Faktoren Nachkommenüberschuß, Konkurrenzkampf, Variieren der Arten sei die Entwicklung der belebten Welt, wie sie sich im Laufe der Erdgeschichte herausbildete, im Sinne eines methodischen Mechanismus erklärbar. Zwar seien die vererbungsmäßigen Grundlagen der Variationen, an denen die Selektion ansetzt, erst lange nach Darwin faßbar geworden. Und es gab auch einmal so etwas wie eine Krise des Darwinismus, verursacht durch spekulative Überfremdung und kurzschlüssige politische und weltanschauliche Ausnutzung der Darwinschen Theorie (Versuch der Anwendung auf politische und soziale Probleme, auf den Menschen schlechthin) und durch Entwürfe, die zu „idealistischen“ und „mythischen“ Betrachtungsweisen zurücklenken wollten, aber diese Krise wird von Hübner mehr bibliographisch erfaßt als wirklich durchdiskutiert.

Schließlich habe, allen gegenteiligen Meinungen zum Trotz, Darwins Lehre doch „das Feld behauptet“. Schließlich habe die exakte Bearbeitung experimentell nachprüfbarer Einzelprobleme und die von der Vererbungsforschung ausgebaute und verfeinerte Erforschung der Mutationen doch dazu geführt, daß die darwinistische Evolutionslehre als weithin bewiesen angesehen werden könne. Gerade heute bildet die Erforschung der vererbungsmäßigen Grundlagen der Evolution in ihren chemischen und physiologischen Prozessen ein zentrales Problem der biologischen Forschung.

Entstehung und Entwicklung sämtlicher Organismen in Vergangenheit und Gegenwart präsentiert sich also als mehrstufiger evolutiver Prozeß. Die mehr oder weniger indirekt beobachtete

Häufigkeit der Mutationen, die jeweils nur sehr geringe erbliche Veränderungen bedingen, deren Ausprägung aber in den ausgewachsenen Organismen durch die Auslese ausgeschieden oder begünstigt werden, könne nach dem Stande heutiger exakter Forschung genügen, die vererbungsmaßige Voraussetzungen zu bieten, um den biologischen Vorgang des Entstehens sämtlicher Arten von Lebewesen zu erklären. Von den ersten Lebewesen über die Vielfalt der Organismenwelt in den verschiedenen Erdperioden bis in unsere Gegenwart verläuft dann eine kontinuierliche Entwicklung, ohne daß ein bewußtes oder unbewußtes Ziel angenommen werden muß. Auch die besondere Entstehung des Menschen brauche davon nicht ausgenommen zu werden. Sogar die Frage nach der ersten Entstehung des Lebens überhaupt – Darwins Mechanismus der Selektion setzte ja immer schon bei bereits vorhandenem Leben an – könne in der Art diskutiert werden, daß angenommen werden darf, die ersten als lebendig zu bezeichnenden Systeme seien in langen Zeiträumen kontinuierlich durch wachsende Komplikation anorganischer und dann organischer Moleküle entstanden, wenn man sich auch, wie Hübner einräumt, hiervon chemisch noch keine angemessene Vorstellung machen kann.

Pan-Evolutionismus und Monopolisierung der Teleologie durch den Menschen

Die Geschichte der Entwicklungslehre konnte in dieser Weise auf ein bestimmtes Entwicklungsziel hinstilisiert werden, das, gleichsam auf Stromlinienform gebracht, im Glanze alleiniger Wissenschaftlichkeit erscheint, weil hier alles abgeblendet ist, was von Naturwissenschaftlern selbst von Anfang an gegen jede Verabsolutierung dieser Theorie an Einwänden erhoben wurde. Hübner selbst deutet an, er habe die spezifisch innerwissenschaftliche Problematik im einzelnen nicht diskutieren können. Gleichwohl muß er registrieren, daß den von ihm genannten Gewährsmännern auch heute noch eine kleinere Gruppe von Wissenschaftlern gegenüberstehe, die die genannten Evolutionsfaktoren nicht für ausreichend halten, das gesamte Evolutionsgeschehen zu erklären. Aber dabei handelt es sich eben vor allem um Autoren katholischer Konfession, und das heißt, daß diesen Autoren

in ihren Arbeiten eine apologetische Tendenz unterstellt wird, mit der sie von vornherein um ein Stimmrecht in unserem Gespräch gebracht sind.

Tatsache ist, daß die Evolutionslehre, wie gesagt, von allem Anfang an auf Einwände stieß, die von orthodoxen Darwinisten „bis heute eher „verdrängt“ als entkräftet wurden. In unserem Zusammenhang mag es genügen, ohne ins Historische auszugreifen, die Darstellung der Evolutionstheorie, die Hühner gab, mit zwei Fragezeichen zu versehen, die sich unmittelbar auf den vorliegenden Text beziehen und für die wir die Stichwörter „Pan-Evolutionismus“ und „Monopolisierung der Teleologie durch den Menschen“ gewählt haben.

In der Sicht der Naturwissenschaftler geraten die sogenannten Geisteswissenschaftler immer wieder in die Versuchung, in leerer, abstrakter Begrifflichkeit zu kramen, während sie, die Naturwissenschaftler selbst, es ausschließlich mit Tatsachen, mit experimentell verifizierbaren Fakten zu tun haben. Aber auch die Naturwissenschaftler können es nicht ganz vermeiden, um über diese Fakten zu berichten, auf die uns allen gemeinsame Sprache zuzückzugreifen. Wie eine sprachkritische Analyse naturwissenschaftlicher Texte immer wieder ergibt, zeigen sie dann aber wenig Neigung, sich des besonderen Gebrauchs bewußt zu werden, den sie von den jeweils gewählten Sprachmitteln machen. (Man denke nur daran, was die aus der Sphäre der Polis stammende Vokabel „Gesetz“ alles an Implikationen mitschwingen läßt!)

So führt auch das „Zauberwort Entwicklung“ (Ernst Haeckel), „beim Bild genommen“, auf ein ganzes Nest von Problemen. Als Prototyp einer Entwicklung oder „Auswickelung“, wie der ältere deutsche Ausdruck hieß, kann immer noch das Sich-Öffnen einer Blütenknospe betrachtet werden. Ein solcher Vorgang vegetativen Charakters wird dann unbesehen in metaphorischer Weise auf alle möglichen Lebensbereiche übertragen und schließlich sogar auf den Übergang vom Unbelebten zum Lebendigen selbst. Wo immer die forschende Erkenntnis auf eine „Lücke“ der Erklärung stößt,

behilft man sich damit, eine „Entwicklung“ anzusetzen, womit sich alles und jedes „erklären“ läßt, ohne daß gerade in einem streng naturwissenschaftlichen Sinne schon wirklich viel erklärt wäre.

Besonders lehrreich ist es, diese Ausweitung und Übertragung der Modell-Vorstellung „Entwicklung“ in ihrem *zeitlichen* Aspekt zu beobachten: Was sich in gegenwärtiger Natur nicht antreffen läßt und auch das Labor-Experiment nur unzureichend hergibt, wird kurzerhand in die Jahrtausende vorgeschichtlicher Epochen eingezeichnet. Die Pan-Evolutionisten schließlich, für die etwa heute Sir Julian Huxley als charakteristischer Vertreter genannt sei, zeigen wenig Hemmung, sich unter Berufung auf die großen „Heilstaten“ vorgeschichtlicher Evolution mit ihrer Projektion in entsprechender Weise auch in den offenen Raum der Zukunft zu wagen. Eben wegen dieser eigentümlichen Verbindung von rationalen und „mythischen“ Elementen – noch Erasmus Darwin, der Großvater von Charles Darwin, ließ die Evolution mit dem orphischen Urei beginnen – ist der Entwicklungsgedanke, wo er seine Grenzen überschreitet und pan-evolutionistisch über alle Ufer tritt, auch schon zu Recht mit gewissen mythologischen Fabelwesen verglichen worden, die, wie die Meermädchen Böcklins mit ihrem Schuppenschwanz, aus zwei Bestandteilen künstlich zusammengesetzt erscheinen.

Gewichtiger als diese mehr sprachkritische Anmerkung scheint aber eine andere Frage zu sein, die sich aufdrängt, wenn von den ersten Lebewesen an, ja sogar schon aus dem Unbelebten heraus eine kontinuierliche Entwicklung verlaufen soll, ohne daß man ein bewußtes oder unbewußtes Ziel, von dem diese Entwicklung gesteuert würde, anzunehmen brauchte. Innerhalb der durch Ratio und Willensentscheidung ausgezeichneten Menschenwelt soll dann nämlich plötzlich die Möglichkeit bewußter Zielsetzung „hinzutreten“. Der Mensch, so erfahren wir, verändert, wie die bezeichnenderweise ziemlich schwankende Formulierung lautet, „in natürlich-geschichtlicher Abhängigkeit“ von dem Prozeß der Entwicklung „bewußt-willkürlich“ die materiellen Gegebenheiten dieses Prozesses. Die Lebenswelt des Menschen werde immer mehr

zu einer von ihm selbst geschaffenen, künstlichen Kulturwelt; der determinierende Lebensraum des Homo sapiens zur von ihm selbst aktiv geprägten Welt des Menschen. Was in der Natur ohne bewußtes oder unbewußtes Entwicklungsziel vonstatten geht, soll im Menschen, der danach ja auch nur ein Produkt dieser blinden Entwicklung sein könnte, sogar zu bewußter Auslese und Züchtung werden. Wie aber, wenn jemand gerade in dieser Monopolisierung des zielgerichteten Wirkens durch den Menschen eine höchst „naturhafte“ Blindheit, oder besser „Verblendung“, sehen wollte?

Typen theologischer Stellungnahmen

Das Gespräch, dem Hübners Literaturbericht dienen soll, ist nicht allein dadurch vorbelastet, daß von der Seite der Naturwissenschaft von vornherein, nur *ein* Partner eingeladen und die Vielzahl der theologischen Stimmen einer einzigen Möglichkeit naturwissenschaftlicher Ausdeutung des Entwicklungsgeschehens zugeordnet wurde. Man muß sich auch fragen, ob unser Autor diese theologischen Stimmen selbst immer unbefangen zu Wort kommen läßt. Hübner, der im Grunde wenig an konkreten Einzelargumenten interessiert ist, führt uns die theologischen Stimmen, die er mit so viel Fleiß und Gründlichkeit gesammelt hat, nur deshalb vor, um bestimmte *Typen* von „geschichtlich möglichen Stellungnahmen“, ja von „allein möglichen Stellungnahmen überhaupt“ aufzustellen. Für die Zeit von 1859 bis nach dem Ersten Weltkrieg kam er auf *fünf* Typen, die sich, in aller Kürze, etwa wie folgt etikettieren lassen:

Typ I Konservativ-orthodoxe Auffassungen, Fundamentalisten;

Typ II Vorwiegend römisch-katholische Autoren, die sich nicht damit begnügen, einen „Schöpfergott“ der Entwicklung einfach vorzuschalten, sondern diesem Schöpfergott auch Eingriffe in den Entwicklungsprozeß selber zugestehen wollen.

Unter Typ III faßt er sogenannte „idealistische“ Interpretationen zusammen, das heißt Versuche einer Harmonisierung mit – wie man im Rückblick bestätigen muß – vorwiegend verbalen Mitteln.

Typ IV drängt zwar auf eine Scheidung der Gebiete Theologie und Naturwissenschaft, will aber doch an einer umfassenderen Bedeutung der Religion festhalten, während sich erst bei

Typ V ein erklärter Verzicht auf eine systematische Kombination der in Theologie und Naturwissenschaft je verschiedenen Erkenntnisweisen finden soll.

Wie ungeschichtlich schematisch Hübner dabei vorgeht, zeigt, daß er seinen Stoff nach dem gleichen Muster von fünf möglichen Typen, kaum variiert, noch einmal durchdekliniert für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Eine weitere Simplifizierung muß sich die komplexe Materie gefallen lassen, wenn die fünf Typen schließlich noch auf *zwei* Typen reduziert werden, wenn schließlich überhaupt nur noch ein *Entweder - Oder* zur Diskussion stehen soll, ein Entweder - Oder von, wie Hübner meint, schon im Ansatz zum Scheitern verurteilten Versuchen, Theologie und Naturwissenschaft miteinander in Beziehung zu setzen, und dem Leit- und Wunschbild einer radikalen Diastase. Daß Hübner selbst dieses Wunschbild nicht festzuhalten vermag, daß sein gewaltsamer Stillierungsversuch vom Eigengewicht der hier angerührten Probleme selbst immer wieder in Frage gestellt wird, macht zu keinem geringen Teil Wert und Bedeutung seiner Darstellung aus.

Umgekehrte Apologetik?

Massive Ablehnung erfahren im Bereich der Typen I - III alle Stimmen, die, unter der Voraussetzung, daß es im Grunde nur *eine* Wahrheit geben könne, sich noch in einen gewissen Widerspruch zu dogmatisierten Erkenntnisweisen der Naturwissenschaften zu setzen wagen. Auffassungen, die in konservativer Grundhaltung den Aussagen der Bibel, in unserem Zusammenhang vor allem der Genesis, eine mehr oder minder absolute Autorität zuerkennen, fallen ziemlich pauschal unter das Verdikt „fundamentalistisch“. Da die Idee der Deszendenz die einzige Möglichkeit darstelle, auch im Blick auf die Geschichte des Lebens rationale Wissenschaft im Sinne der exakten Naturwissenschaft

zu treiben, sei hier in jedem Fall zu fragen, ob und inwiefern philosophisch-theologische und weltanschauliche Vor-Urteile die Sicht der auf der naturwissenschaftlichen Ebene zur Debatte stehenden Fragen grundsätzlich von vornherein bestimmen. (Mit der Möglichkeit, daß auch bei der in dieser Weise absolut gesetzten naturwissenschaftlichen Denkweise „weltanschauliche“ Vor-Urteile im Spiel sein könnten, wird hier schon gar nicht mehr gerechnet.)

Als Leitfaden gilt ein für allemal die „weltanschauungsfreie“ kausalanalytische Naturwissenschaft und die Frage, ob deren innerhalb ihrer Methode unbegrenzte Freiheit und Selbständigkeit von der Theologie her „überfremdet“ werde. Wer immer die Einheit der Wirklichkeit betont und den Satz, daß alles Geschehen Gottes Handeln sei, auch noch für das Naturgeschehen gelten lassen möchte, leiste einem Einbruch theologischen Denkens in das Gebiet der kausalanalytischen Naturforschung mindestens Vorschub. Jeder, der zweifelt, ob sich die Gestaltenfülle der belebten Welt kausalanalytisch „zureichend“ erklären lasse, mache sich mit einem Problem zu schaffen, dem der Biologe „im allgemeinen“ verständnislos gegenüberstehe. Indem Hübner darüber wacht, daß theologische „Objektivierungen“ nicht zu einer Gefahr für das Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaft werden, hofft er, letztlich den Weg zu einer sachgemäßen Verständigung beider gezeigt und „geeignet“ zu haben (ohne sich zu fragen, was bei diesem Verfahren zwangsläufig „eingeebnet“ werden muß).

Ein immer wiederkehrender Vorwurf, den Hübner seinen theologischen Autoren macht, lautet, daß sie Glaubensaussagen und (naturwissenschaftliche) Aussagen über die Natur auf „*einer* Ebene“, noch schlimmer, auf *einer* „ontologischen“ Ebene sehen, daß sie „monistisch ontologisieren“.

Geradezu eine Art von „umgekehrter Apologetik“ wird daraus, wenn Hübner selbst geringe und geringste Abweichungen von seiner Linie verfolgt, wenn er seinen Eifer unterschiedslos auch gegen Autoren (Typ II) kehrt, die nur bestimmte biblische Aussagen aus dogmatischen Gründen für maßgeblich ansehen und andere Teile der Bibel

durchaus für die Diskussion mit der Naturwissenschaft freizugeben bereit sind. Nicht erst der offene Widerspruch gegen den positivistischen Methoden-Monismus findet sein Mißfallen, sondern schon der bloße Methoden-Skeptizismus, der letztlich wohl der theologischen, aber nicht der naturwissenschaftlichen Forschung diene und im Grunde von jener, nicht aber von dieser „inspiriert“ sei. (Hier wäre vor allem darauf hinzuweisen, daß gerade produktive Naturwissenschaftler auch ein ganz unverkrampft pragmatisches Verhältnis zu den von ihnen angewandten Methoden haben können.)

Hübner will die Möglichkeit, die vorliegenden theologischen Äußerungen in fünf Typen aufzugliedern, als eine erste Wegweisung verstanden wissen. Seine systematisierende Darstellung soll nicht der Neutralisierung oder Festlegung des Gesprächs zwischen Theologie und Naturwissenschaft, sondern gerade als Exposition und Ortsanweisung für dieses Gespräch diesem selbst dienen. Sieht man aber den Eifer, mit dem er eine bestimmte naturwissenschaftliche Methode mit allen ihren Voraussetzungen und Implikationen gegen jede mögliche kritische Rückfrage abschirmen möchte, kann man sich gelegentlich doch fragen, was sich gerade ein Naturwissenschaftler noch von einem Gespräch erwarten soll.

Und doch dürfte Hübner zunächst einmal auf der richtigen Spur sein, wenn er sich (in der Kritik von Typ III) gegen bestimmte spekulative Entwürfe wendet, die die unbestreitbare Kluft zwischen darwinistischer Evolutionstheorie und Bibelglaube mit allzu kühnem Elan „überformen“ wollen. Besonders lesenswert ist hier seine Beurteilung von Teilhard de Chardins groß angelegtem und im einzelnen gewiß geistvollen Versuch, an Evolution *und* an einen „kosmischen“ Christus gleichzeitig zu glauben. Wenn er das evolutionistische Weltbild dieses späten Erben romantischer Naturphilosophie, durch den die faszinierende Sprachmagie einer lang verdrängten Tradition wieder zu Wort kommt, kritisch ernüchtert, dann hat sein kritischer Scharfsinn sicher ein würdiges Opfer gefunden.

Die nicht durchgehaltene Diastase

Günstiger beurteilt werden unter Typ IV zusammengefasste Positionen, die nicht von vornherein den wörtlichen Bibeltext für verbindlich erklären, dem Glauben aber doch, nachdem sie der Naturwissenschaft wie der Bibelkritik Raum gaben, eine umfassende Funktion zuerkennen wollen. Immerhin werde hier schon einmal der Versuch gemacht, die Bereiche von Theologie und Naturwissenschaft sauber voneinander abzugrenzen und beiden ihre Selbständigkeit zu wahren. Allerdings dürfte eine solche Grenzbereinigung nicht weniger utopisch bleiben als die großen, so leicht ins Pantheistische schillernden Synthesen eines einheitlich umgreifenden Weltbildes. Wie eine grundsätzlich auf grenzenlose Wissenserweiterung angelegte Forschung sich von außen her in Grenzen einengen lassen konnte, ist auch nicht leicht einzusehen. Was unserem Autor aber die größere Sorge bereitet, ist, daß es in der Theologie selbst, vor seinen Augen, zu ständigen „Dammbrüchen“ zu kommen scheint, und zwar durchaus nicht nur bei den Theologen von gestern wie A. Ritschl, R. Otto oder E. Troeltsch.

So findet er etwa bei Karl Barth die sachentsprechende Trennung von naturwissenschaftlichem und theologischem Denken zwar gegeben, ihre Zusammenordnung auf der *einen* Ebene des Vorhandenen, prinzipiell wenigstens, aber doch nicht ausgeschlossen. Auch bei Emil Brunner habe die Gefahr gedroht, daß die sachlich und methodisch gebundene Selbständigkeit der Naturwissenschaft Grenzgebiete erhalte und unter Umständen aus theologischen Interessen zugunsten metaphysischer Prinzipien bestritten werden könne. Paul Tillichs Denken sei, werde die vorausgesetzte weltanschauliche Denkstruktur einmal akzeptiert, besonders gut geeignet, das Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaft in Gang zu bringen. Bei Tillich seien die oben erwähnten Gefahren zwar weitgehend zurückgedrängt und ausgeschaltet. Im Letzten überwunden sind sie aber auch hier nicht. Im Grunde können nämlich nach Hübner nur sehr genaue Abgrenzungen, Differenzierungen und Abstraktionen (!) auf dem Boden des weltanschaulichen Denkens vor Grenzüberschreitungen schützen. Im anderen Fall bedingen die ständig notwendigen Grenzregulierungen zwischen den

auf einer ontologischen Ebene gedachten Gebieten immer neue Spannungen und Widersprüche. Und „Spannungen“ oder gar „Widerspruch“ darf es in dem Gespräch, wie es Hübner vorschwebt, nun einmal nicht geben, so sehr er andererseits alle Harmonisierungsversuche verabscheut und auf diesem Wege mit seiner Kritik sogar gelegentlich an den Kern der Sache stößt. So stellt sich ihm etwa bei Tillich die Frage, ob die Bejahung einer allgemeinen Abhängigkeit vom „Seinsgrund“ begrifflich schon die Tiefe des christlichen Schöpferglaubens erfassen könne und ob der Begriff Seinsgrund die Wirklichkeit Gottes des Schöpfers schon erreiche.

Nichtobjektivierbarkeits-Theologie und Wissenschafts-Pragmatismus

Volle Zustimmung finden erst Autoren, die es sich grundsätzlich leisten können, auf eine ontologische Zusammenfassung von Theologie und Naturwissenschaft zu verzichten und an der Problematik der Grenzfrage relativ uninteressiert zu bleiben. Hier werde zugestanden, daß beide, Theologie und Naturwissenschaft, grundsätzlich verschiedene Ziele verfolgen. Gegen das der Naturwissenschaft eigene Arbeitsdenken stehe das Denken aus der Existenz, dem auch das theologische Denken aus dem Glauben zugehöre. Hier endlich werde nicht mehr „harmonisiert“, sondern es könne von vornherein zu einem Widerspruch gar nicht mehr kommen, und jeder Konflikt ist nur ein Zeichen, daß der Glaube noch von Weltanschauungselementen durchsetzt sei. Pflicht der Theologie sei es, ständig neu eine der Sache angemessene Denkbewegung und Begrifflichkeit zu erstreben, die allfällige Mißverständnisse nach Möglichkeit ausschließe. Das theologische Denken bedürfe zu seiner Explikation Sprachmittel, die keine verbindlich ontologische Eigenständigkeit haben.

Eine solche gleichsam dualistische Unterscheidung der Ebene könne durchgehalten werden, wo die ausschließliche Begründung der menschlichen Sinnerfahrung im innerlichen Leben jedes rationale weltanschauliche Wissen entbehrlich mache, wo der Glaube auf alle rationalen Sicherungen verzichte und sich allein im Hören und Sich-Entscheiden für das *Wort* gründe, das nur je und je im Ereignis des Glaubens wahr sei. So verstanden, könne der christliche Glaube nicht an einer naturwissenschaftlichen Theorie als

solcher in irgendeiner Weise theologisch interessiert sein. Die Naturgeschichte als solche fällt ausschließlich in den Bereich der naturwissenschaftlichen Arbeit, und auch das naturwissenschaftlich-verifizierbare Phänomen der Evolution komme im theologischen Zusammenhang „primär“ nicht als Problem in den Blick, sei „primär“ mit Glaubensaussagen nicht vergleichbar, habe mit theologischen Aussagen als solchen direkt nichts zu tun. Natur und Kosmologie dürfen nicht aneinander gekoppelt werden. Die Natur selbst kommt in der Folge dieser Konzeption auf der theologischen Seite explizit nur in ihrer Beziehung auf den Menschen, nicht in naturwissenschaftlicher Abstraktion vom Menschen in den Blick. Naturwissenschaftliche Ergebnisse nämlich, so hören wir, liefern keine existentielle Gewißheit in den Fragen des Lebensvollzugs. Man könne der existentiellen Intention der biblischen Botschaft nachgehen und währenddessen die objektivierende Naturforschung positiv außer acht lassen.

Dem idealen Partner auf theologischer Seite entspricht ein bestimmter Partner auf der Seite der Naturwissenschaft, der von „letzten Fragen abstrahieren“ kann. Die mechanistische Methode ist für ihn lediglich die methodische Bedingung der Möglichkeit, die Wirklichkeit in ihrer dem Menschen zugänglichen Objektivierbarkeit rational zu erfassen und für das biologisch-gesellschaftliche Leben fruchtbar zu machen. Dieser Methode gehe es – ohne jeden „ontologischen“ Anspruch – um Erklärung und allfällige experimentelle Reproduzierbarkeit und damit technische Anwendung gegebener Zusammenhänge. Die kausalanalytische Forschung als solche diene der Erforschung und Beherrschung der objektivierbaren Weltwirklichkeit, sie sei als „methodischer Atheismus“ nur ihrer eigenen Methode im Bewußtsein ihrer perspektivischen Partikularität verpflichtet, keinesfalls aber einer bestimmten Ontologie, Ideologie oder Weltanschauung. Mit den einfacheren Worten eines heutigen Naturwissenschaftlers gesagt, heißt das:

„Jeder, der sein Auto fährt, den Lichtschalter an seiner Schreibtischlampe benutzt, den Radioapparat einschaltet, sich ins Flugzeug setzt, eine Armee mit Artillerie ausrüstet, seine Weizenernte mit sogenanntem Kunstdünger vervielfacht, vertraut den Ergebnissen der Naturwissenschaft,

sei es als Philosoph, Materialist, Realist, Idealist oder Positivist, bekenne er sich als gläubiger Katholik, bedingungsloser Protestant, gehöre er einer der großen asiatischen Religionsgemeinschaften an, oder glaube er ‚nichts‘.“

Was sich einer dabei denkt, ist nicht mehr wichtig. Hauptsache, das Machbare „funktioniert“. Wie aber, wenn in vielen Fällen gerade dies zum eigentlichen Problem würde, *daß* es funktioniert? Wie aber, wenn gar nicht so viel damit gewonnen wäre, daß sich der Naturwissenschaftler – auch in Festreden – erbaulich weltanschaulicher Bekenntnisse enthielte und darauf verzichtete, seine Aussagen „ontologisch“ zu „objektivieren“? Wenn die Vergleichsgültigkeit der „ontologischen“ Problematik ihrerseits gleichgültig würde vor der Möglichkeit, daß der Mensch selber in Gefahr gerät, als „Gegenstand“ züchterischer Experimente „objektiviert“ zu werden. Erin- nert sei nur an die eingangs erwähnten Stichwörter „Menschenzucht und Manipulierbarkeit des Erbgutes“.

Nach einer Äußerung von Professor Eckart Buddecke im Symposium „Biologie und Theologie“ am 28. Februar und 1. März 1965 in Tübingen hat der Gedanke an die möglichen Konsequenzen der neuesten biologischen Entwicklung bereits zur Formulierung eines genetischen Programms geführt, das von exzentrischen Plänen wie der Züchtung von Kindern mit doppelt großen Köpfen, geschlechtslosen Menschenwesen (befreit von der Sexualität als einem Relikt der Tierwelt und Triebfeder menschenunwürdiger Instinkte!) bis zur Produktion des „Astronautenmenschen nach Maß“ reicht:

„Die letzte genetische Utopie führt schließlich zur künstlichen Menschengeschaffung, zur Züchtung eines ‚Übermenschen‘, der alle wissenschaftlichen und technischen Probleme der Zukunft zu lösen vermag und auf dessen Gen-Karte unerwünschte Eigenschaften eliminiert sind.“

Die Herausforderungen an christliche Ethik und Eschatologie, die hier laut werden und die der Notwendigkeit eines Gesprächs zwischen Theologie und Naturwissenschaft eine neue Dringlichkeit verleihen, werden bei Hübner mit keinem Wort erwähnt. Und doch

mögen sie unausgesprochen im Hintergrund stehen, wenn auch er schließlich die Sorge äußert, durch die Scheidung der verschiedenen Ebenen ergebe sich die Gefahr, daß mit der Ausschaltung von Widersprüchen die Voraussetzungen einer gemeinsamen Sprache überhaupt nicht mehr vorhanden seien.

Die oben skizzierten Möglichkeiten der neuesten Evolutionsforschung, die uns ähnlich wie die Folgerungen aus der Atomphysik alle miteinander betreffen würden, legen jedenfalls den Versuch nahe, den einzelnen Naturwissenschaftler einmal ganz einfach auch als *Mitmenschen* anzusprechen (bezeichnenderweise ist bei Hübner immer nur von *der* Naturwissenschaft die Rede!). Eben das mag auch letztlich er im Sinne haben, wenn er meint, die Zusammengehörigkeit der unterschiedenen Denkweisen könne ursprünglich im einheitlichen Vollzug der Existenz, im Lebensvollzug gesehen werden. Dieser Lebensvollzug als Sein in Gemeinschaft verweise die Zweiheit, beziehungsweise Vielheit der verschiedenen Denkweisen und damit Sprachen von ihrem Grunde her über sich hinaus auf das mittelnde Gespräch als Ort ihrer möglichen Einheit. Die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen hofft, diesem Gespräch in absehbarer Zeit auch mit weiteren Informationen dienen zu können.